

Rassismus und Diskriminierung – eine Querschnittsaufgabe für die Soziale Arbeit

Rassismus in der Gesellschaft und Politik ist aktuell ein viel diskutiertes Thema. Beim 5. „Treff Soziale Arbeit“ der Evangelischen Hochschule auf dem Campus Reutlingen wurde der Blick auf einen Bereich gerichtet, der bislang wenig im öffentlichen Raum thematisiert wird: Das Feld der Sozialen Arbeit. Unter dem Titel „Rassismus im Sozialen? Diskriminierung und die Soziale Arbeit“ wurde in der virtuell gut besuchten Veranstaltung mit Sozialarbeiter*innen aus der Praxis, Studierenden und Lehrenden der Frage nachgegangen, wie das Thema in der Sozialen Arbeit aufgegriffen wird. Moderiert wurde die online-Veranstaltung von Frau Prof.*in Dr. Vesna Šegrt, die sich selbst seit Jahren mit dem Thema beschäftigt und seit vergangenen Wintersemester den Bereich Soziologie und Forschung an der Evangelischen Hochschule am Campus Reutlingen vertritt.

Die Veranstaltung wurde durch zwei Impulse der Referent*innen zu einer lebhaften Diskussion aller Teilnehmenden geführt. Der Einstiegsimpuls in das Thema kam von Prof. Dr. Josef Held, welcher seit Jahrzehnten im Bereich Rassismus lehrt und als Leiter der Tübinger Forschungsgruppe für Migration-Integration-Jugend-Verbände forscht (www.tuebingen-forschungsgruppe.de). Er zeigte in einer historischen Betrachtung auf, dass Rassismus auf unterschiedlichen Bedeutungen und Hintergründe beruht und dies in der Sozialen Arbeit öfters vernachlässigt wird. Während der Begriff der Rasse schon um 1500 im Zusammenhang mit der Kolonialisierung in die Geschichte einging, existiert der Begriff des Rassismus als Kritik am Rassenkonzept erst seit 1938. Dieser thematisiert insbesondere die Naturalisierung von Unterschieden, die Homogenisierung der Zielgruppen und die Hierarchisierung der Beziehung zu der jeweiligen Zielgruppe. Held plädiert dafür im Sinne von Stuart Hall (1994) „nicht über Rassismus allgemein zu sprechen, sondern über „Rassismen“ und entsprechend die unterschiedlichen Formen sowie spezifischen gesellschaftlichen Kontext von Rassismus stärker zu berücksichtigen. Dabei verwies er darauf rassistische Orientierungen nicht mit Einstellungen gleichzusetzen. Zudem machte er darauf aufmerksam, dass nicht jede ausländerfeindliche Äußerung rassistisch ist. „Rassismus ist nicht nur ein Vorurteil, sondern ein Erklärungs- und Rechtfertigungskonzept für gesellschaftliche Diskriminierung“ so Held und sollte nicht allgemein, sondern immer in den konkreten Bezügen betrachtet und analysiert werden. In seinen vergleichenden Studien mit jungen Auszubildenden sind zwei Erkenntnisse zentral. Wenn man sagt, das ist rassistisch, fühlen sich die jungen Menschen schnell angegriffen und tabuisieren eine rassistische Orientierung. Menschen möchten außerdem als Personen wahrgenommen werden. „Bei der Definition bzw. Schublade „alter weißer Mann“ finde er sich z. B. selbst nicht ausreichend beschrieben.“

Dr. Natalie Hartmann ist seit Start des Studiengangs Soziale Arbeit der Evang. Hochschule im Frühjahr 2018 akademische Mitarbeiter*in mit dem Schwerpunkt Intersektionalität. Sie nimmt in ihrem Impuls zunächst Bezug auf die aktuelle Situation und zeigt anhand Bildmaterials auf, wie über diskriminierende Zuschreibungen gesellschaftliche Wirklichkeiten konstruiert werden. Exemplarisch wird dies aktuell beim Homeschooling sichtbar, wo medial gut ausgestattete Kinder und ihre Mütter in Lernsituationen verbunden werden und so eine Normalität produziert wird, die über die Konstruktion des vermeintlich „richtigen wir“ gleichzeitig ein ungleiches und falsches „die anderen“ herstellt. So werden die feinen Unterschiede der Lebenswelten ignoriert und nicht durch legitimierte Zuschreibungen Menschen ihren Platz in der Gesellschaft angewiesen. Dies gilt nach Hartmann neben der Kategorie des Geschlechts, in besonderer Weise für die sozialkonstruierte Kategorie der „Rasse“, welche sowohl die Abgrenzung eines nationalstaatlichen „Wir“ gegenüber „anderen“ zulässt, als auch die Platzanweisung innerhalb

gesellschaftlicher Machtverhältnisse realisiert. Soziale Arbeit ist vor diesem Hintergrund auf drei Ebenen mit diskriminierenden Strukturen konfrontiert: 1. Bei der Begleitung auf der individuellen Ebene, 2. In der Entwicklung von Organisationen und Gemeinwesen sowie 3. In der Arbeit zur Herstellung einer gerechteren Gesellschaft. Ausgehend von der Frage, wie sich die Soziale Arbeit hier positionieren kann, weist Hartmann auf sechs Empfehlungen aus der Theorie für die Praxis hin: Rassismus zu thematisieren, Rassismuserfahrungen anerkennen, Achtsamkeit gegenüber struktureller Benachteiligung entwickeln, Sensibilität gegenüber Normen und Ausschlüssen entwickeln, sich Wissen über Rassismus aneignen und eine rassismuskritische Haltung entwickeln, sich antirassistisch positionieren und gegen diskriminierende Praxen (öffentlich) vorgehen.

In der anschließenden Diskussion wurde deutlich: Das Denken in Gruppen, „wir“ und „die anderen“, ist evolutionär verankert. Wir brauchen auch ein „wir“ um etwas verändern zu können. Ein „wir“ ist identitätsstiftend, erzeugt aber auch „die anderen“. Wir Menschen haben aber die Möglichkeit über diese Zuschreibungen und entstehende Ordnungen zu reflektieren. Dazu kann die Soziale Arbeit einen Beitrag leisten, indem sie offenlegt, wenn Unterschiede bewertet und hierarchisiert werden. Dabei, so die Stimmen aus der Praxis, ist diese Positionierung von Sozialarbeiter*innen zu Ungleichheitsperspektiven, strukturellen Gegebenheiten und ungleiche Verteilungschancen von Trägern und Politik oft nicht erwünscht oder führt dazu, dass die Sozialarbeiter*innen selbst in eine Schublade gesteckt und nicht ernst genommen werden. Zudem vereinnahmt zum Teil die alltägliche Arbeit im Feld die Ressourcen der Fachkräfte, so dass es an Zeit fehlt, um sich auf der gesellschaftspolitischen Ebene zu engagieren. Selbstkritisch wird aber angemerkt, dass es auch Sozialarbeiter*innen gibt, die in ihrem Selbstverständnis über die individuelle Hilfe hinaus, die institutionelle und politische Ebenen nicht ausreichend im Blick haben und eine kritische Betrachtung, z.B. wer bekommt unter welchen Bedingungen Hilfen, nicht weitergehend reflektieren. Eine konkrete Idee dem zu begegnen, könnte darin liegen, einen Kodex über die Handlungsgrundsätze in der Arbeit zu schaffen.

Das Resümee des Nachmittags kann an dem Balanceakt von Sozialarbeiter*innen aufgezeigt werden: Soziale Arbeit braucht Nähe und Empathie, um die Lebenswelten der Menschen, die begleitet werden, zu verstehen. Eine professionelle Distanz ist dabei notwendig, um das politische Mandat der Sozialen Arbeit, die Anliegen der Klientel gut vertreten zu können, zu realisieren. Diese beiden Aufgaben gilt es zu trennen. In der Praxis werden methodische Ansätze, die das eigene Verhältnis zu Rassismus reflektieren, als ein wichtiges Element betrachtet. Zudem ist es eine wichtige Aufgabe der Sozialen Arbeit, Menschen, die Rassismus erleben, einen Raum zu geben, damit Sie ihre Erfahrungen thematisieren und auf diese Weise einen Beitrag zur Bewusstseinsbildung leisten zu können. Für das Studium der Sozialen Arbeit wurde herausgestellt, dass es für diesen Spagat zwischen empathischer Begleitung und politischem Mandat ein Selbstverständnis benötigt, das sich Sozialarbeiter*innen organisieren müssen, sei es in Gewerkschaften oder Fachverbänden.

Jo Jerg, 26.06.2020